In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 22. Posen, den 27. Januar 1928. 2. Jahrg.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

9. Fortsetzung.

Vorsichtig zog er mit der Hand den Schleier weg und sah, daß dort Yester lag, in ihrem schillernden Perlengewand, mit dem Herz von Rubinen auf der Brust.

Bransen wuchs, streckte sich, als wolle er weiter sehen, sein Kopf machte eine hilflose Drehung auf den breiten Schultern. Sein Blick zerrann in den Augen und flackerte entsetzt.

Yester lag auf dem Sand, langgestreckt, sonderbar flach, wächsern, starr. Er betrachtete sie mit hohlen, verbrannten Blicken und wunderte sich, daß man sie hier gelassen hatte, wo sie gestorben war. Ueber der rechten Schläfe sah er ein rotes Mal.

Da zischte die Frau ihm gegenüber, die ihn hierher geführt hatte: „Mörder!“

Gleichzeitig aber schrien Tausende von Stimmen: „Mörder! Mörder!“ überall tauchten Menschen auf, Kopf an Kopf; der ganze Strand war verrammelt von Menschen. Das Herz zog sich ihm krampfhaft zusammen; er konnte die Beine nicht rühren, sie waren wie am Boden festgewachsen . . . Er wollte aufschreien und — erwachte.

Er holte tief und schwer Atem; aber seltsamerweise schien der Traum noch fortzudauern: es klopfte an die Tür; ja, mit der Faust wurde gegen die Tür geschlagen.

*

Keine Täuschung: es pochte an die Tür, wie das Entsetzen, das Grauen, die Ekstase pochte. Bransen war sofort in einem furchtbaren Zustand des Wachseins und der Entschlossenheit. Wer stand vor der Tür? Polizei? War das Spiel schon aus? Hier hatte er seine Pistole und war in der Lage, sich bis zum letzten Augenblick zu verteidigen, sich und sein Werk. Er lief zur Tür und schloß auf.

Er wunderte sich nicht, nein, nicht im geringsten; es war, als wenn er alles schon geahnt hätte, er fühlte weder Bestürzung noch Furcht: mit einer elementaren, verzweifelnden Geste stürzte eine Frau ins Zimmer, und diese Frau mit den verstörten, aufgerissenen Augen, mit dem grauenhaft verzerrten Gesicht, war Frau von Janotta.

„Sie sind es?“ sagte er, genau wie er es im Traum getan hatte.

Sie hatte aber nicht die Kraft zu sprechen, ihre Lippen bebten nur und brachten keinen Laut hervor. Sie sah ihn mit einem hilflosen, vollkommen zerstörten Blick an und brach auf einem Stuhl zusammen. Noch immer konnte sie nicht reden, doch ihre Verzweiflung löste sich in Tränen; sie weinte, und ihr Körper bebte unter ihrem Schluchzen.

„Was ist es?“ fragte er dumpf.

Im Zimmer herrschte absolutes Schweigen. Frau von Janotta saß leichenblaß da, unfähig, sich zu fassen.

„Was ist's?“ sagte Bransen noch einmal.

„Schützen Sie mich,“ stammelte sie in höchstem Entsetzen. „Schützen Sie mich . . . schützen Sie mich . . .,“ keuchte sie unter Tränen, und Schaum trat ihr vor den Mund. Kraftlos sank sie zurück, die Hände über das Gesicht gebreitet, aber im nächsten Augenblick richtete sie sich schnell wieder auf und ergriff seine beiden Hände, drückte sie, so fest sie konnte und sah ihm wieder starr ins Gesicht.

„Schützen Sie mich . . .“

„Was ist geschehen?“ drang er in sie und wappnete sich mit einem Panzer von Mut. „Reden Sie! Kommen Sie zur Besinnung!“

„Auf der ganzen Welt gibt es keinen unglücklicheren Menschen als mich!“ rief sie wie eine Rasende und drückte seine Arme an sich.

„Reden Sie! Reden Sie!“ schrie er.

„Ja,“ sagte sie mit schwacher Stimme. „Ja,“ wiederholte sie. „Die Tänzerin Yester ist ermordet —“

„Er—mordet,“ flüsterte Bransen kaum hörbar und wurde immer blasser und blasser, obwohl er sich zusammenhielt.

„Unten, in der Halle, wartet Polizei. Ja, sie haben einen ganz bestimmten Verdacht! Sie beschuldigen mich, Yester erschossen zu haben; sie sind hier, um mich zu verhaften!“

Bransen wich zurück und spürte den unbarmherzigen Anprall der Ohnmacht. Nebel bildeten sich um ihn, und die Nebel wurden zu Mauern. Aber aus dem Nebel ertönte eine Saite, eine Stimme, Laute . . . Er lallte instinktiv, ohne denken, überlegen zu können: „Sie? Sie? Warum will man Sie verhaften?“

„Es ist furchtbar; ich vermag meine Unschuld nicht zu beweisen,“ begann sie eilig, sich überstürzend, mit einem plötzlichen Entschluß. „Sie sollen alles wissen, aber schützen Sie mich! Ich erhielt vor drei Tagen ein Telegramm von Yester, zum Lido zu kommen, sie hatte das Telegramm am Tage ihrer eigenen Ankunft aufgegeben. Ich wußte, daß es sich um eine ernste Aussprache handelte, schon mehrmals war ich nahe daran, nach Wien zu reisen. Nun aber fuhr ich auf Zureden meines Mannes zum Lido, und gestern erfolgte die Aussprache zwischen mir und Yester. Ich schwöre Ihnen: wir sind im Frieden auseinandergegangen! Es ist kein hartes Wort zwischen uns gefallen! Wir lebten zwei Jahre lang in Feindschaft, und gestern versöhnten wir uns. Da geschah das Unerwartete. Hören Sie es, hören Sie doch! Eben klopft es an mein Zimmer. Es ist der Direktor, er ist sehr blaß. Er verkündet mir, daß Yester erschossen sei. Er sagt mir, daß in der Halle Polizei auf mich warte. Er bittet mich, kein Aufsehen zu machen, mich zu beeilen. Da stieß ich ihn zur Seite und rannte über den Flur und lief zu Ihnen. Da bin ich,“ schloß sie. „Ich schwöre, daß ich unschuldig bin! Ich flehe Sie an, glauben Sie mir! Schützen Sie mich!“

Ihre Augen flammten und erloschen wieder, ihre Hände streckten sich nach ihm aus . . . nach ihm, der an die Wand gelehnt dastand und ihr mit einem trüben Lächeln zuhörte. Er hob die Hand und ließ sie langsam sinken. Vollständig wehrlos, zerpeitscht, vernichtet, fragte er: „Wer sind Sie? Woher kannten Sie Yester?“

„Ich bin ihre Schwester," hauchte sie, als seien es ihre letzten Worte. Sekundenlang starrten sie einander in die Augen, beide waren gleichermaßen vom Entsetzen gefaßt. Sekundenlang stand er da wie ein Irrer. Er erinnerte sich, daß er aus Yesters Mund ein Wort aufgegriffen hatte: „Liane!" Dies war Liane! Er wunderte sich, daß er aus der Aehnlichkeit der beiden Frauen nicht gleich auf verwandtschaftliche Beziehungen geschlossen hatte: dies war ja Yesters Schwester, es war nicht zu verkennen!

Nun aber ging in beiden eine Wandlung vor: sie, die diesen Mann, den sie kaum kannte, in ihrer höchsten Not aufgesucht hatte, vermochte sich nicht wieder aufzuraffen; nachdem sie alles gesagt hatte, verfiel sie in einen traumhaften, apathischen Zustand, ja, es war, als wenn sie völlig auseinanderfiele; er jedoch, nachdem er alles gehört, riß sich abermals mit übermenschlicher Kraft zusammen; es schien, als wenn sein Auge, Ohr, Herz, Lunge, Verstand und Wille mit einem Ruck wieder in Aktion trete; er erstarrte mit allen seinen Gedanken in einer eisklaren Konzentration.

„Frau von Janotta," sagte er, indem er sich von der Wand frei machte. „Ich glaube an Ihre Unschuld, ja, ich schwöre ebenso wie Sie, daß Sie unschuldig sind."

Sie sah zu ihm auf.

„Sie stellen sich in meinen Schutz; ich will tun, was ich kann. Doch ich kann Sie nicht mit der Waffe in der Hand gegen ein Polizeiaufgebot verteidigen. Sie sind unschuldig, und Ihre Unschuld wird sich erweisen. Gehen Sie in die Halle! Gehen Sie zur Polizei!"

„Nein! Nein!"

„Ja," erwiderte er in bestimmtem Ton. „Ja!"

Er spürte Ekel, daß das Schicksal ihn zwang, unritterlich zu sein, doch er dachte nicht im entferntesten daran, sich selbst zu stellen. Hier war ein kleines Frauchen, das im schlimmsten Falle einen Tag gefangengehalten wurde, bis die Beweise für ihre Unschuld erbracht waren, auf der andern Seite aber stand er, der eine Idee zu vollenden hatte; die Wahl war nicht schwer. Die Idee mußte leben. „Gehen Sie zur Polizei," wiederholte er.

Frau von Janotta erhob sich kraftlos.

„Schnell, schnell, schreiben Sie mir die Adresse Ihres Mannes auf. Ich werde ihm telegraphieren, Ihr Mann wird sofort eintreffen." Er riß den Bleistift heraus. „Potsdam — wie weiter?" Er notierte die Straße. Er zögerte einen Moment und sagte hart: „Gehen Sie, Frau von Janotta. Man könnte Sie sonst in diesem Zimmer finden, und man würde auch mich festnehmen. Ich muß Sie bitten, zu gehen."

Da wandte sie sich noch einmal mit einem Blick an ihn, mit einem so kindlichen, so rührenden Blick, daß er fast seine Selbstbeherrschung verloren hätte. Bransen wurde blaß und rot vor Anstrengung, sich zu beherrschen. Sie neigte den Kopf und sah zu Boden. Vielleicht hatte sie noch ein Wort von ihm erwaret, vielleicht sah sie eine letzte Hoffnung zertrümmert.

Sie öffnete die Tür und trat hinaus.

Bransen wartete, die Uhr in der Hand, eine genaue Viertelstunde. Dann nahm er seine Aktenmappe unter den Arm und setzte den Hut auf. Was nun werden sollte, war ihm völlig unklar. Er begriff, daß der geplante Rückweg verrammelt war. In einer Stunde war es vielleicht schon bekannt, daß Frau von Janotta unschuldig, und er der Täter sei. Der Nachtportier konnte eine interessante Aussage machen. Ferner war er aber gestern abend mit Frau von Janotta gesehen worden, er war auf dem Lido gesehen worden.

Bransen ging schleunigst in die Halle. Das Feld war frei. „Arme Liane," dachte er. Sie hatte jetzt angstvolle Minuten zu durchstehen. Er gab dem Portier das Telegramm an Herrn von Janotta: „Sofort eintreffen. Ihre Frau unter Mordverdacht verhaftet."

Erst auf der Straße setzte die Gedankenarbeit wieder ein. Sein Kopf rasselte. Wohin? An Bahnhof, Rückfahrt war nicht zu denken. In einer Stunde ging vermutlich ein Depeschenregen auf sämtliche Stationen nieder. Er mußte sich verkriechen, verstecken, irgendwohin, bis die erste Aufregung vorüber war. Jeder Weg war recht, nur nicht der Weg nach Wien. Am Kai lag ein großer, rauchgeschwärzter Dampfer. Ohne zu überlegen, stieg er ein. Als wenn das Schiff nur auf ihn gewartet hätte, fuhr es sofort ab.

Bransen ging zwischen Fischern, Bauern, Nonnen, schmutzigen Kindern, Säcken und Kisten umher und setzte sich schließlich in eine verstaubte Kajüte. Es fuhren keine Ausflügler, keine Vergnügungsreisende mit ihm, das beruhigte ihn. Die Silhouette Venedigs verschwand. In dem blauen Dunst vor dem Fenster tauchte der Lido auf und glitt vorbei. Bransen saß einige Stunden auf seinem Platz, ausgedörrt von der unerträglichen Hitze. Am Ufer zogen bunte Häuser von Fischerdörfern vorüber. Manchmal peitschte das Meer in die Lagunen, und das Schiff galoppierte.

Er bemerkte, daß der Dampfer nicht mehr fuhr, sondern angelegt hatte. Hinter dem Landungsplatz lag eine Stadt. Fischer, Nonnen und Kinder strömten über die Brücke auf die Straße. Vermutlich war dies die Endstation. Er erhob sich und mischte sich in den Strom.

In demselben Augenblick, in dem er das Schiff verließ, trat ein Mann auf ihn zu, der ihn als einzigen aus dem Strudel von Menschen herausgesucht zu haben schien. Er legte grüßend zwei Finger an die Mütze und sagte:

„Verzeihen Sie. Sind Sie Deutscher?"

Bransen wurde aschgrau. Langsam fand er seine Fassung wieder, als er auf der Mütze des Mannes die Aufschrift: „Führer" erblickte. Er antwortete nicht, sondern ging die Straße hinauf, welche in die Stadt führte.

Bransen durchforschte die Stadt bis in ihre letzten Winkel; es war eine schmutzige, graue Fischerstadt mit breiten Kanälen, in denen Wälder von Masten standen. In den Straßen saßen, umgeben von Abfällen, Pfützen und Schmutz, stickende Frauen und spielende Kinder. Er kam an einem Zeitungskiosk vorüber und umkreiste das Häuschen unschlüssig eine halbe Stunde lang. Er kaufte ein Blatt, konnte aber kein Wort lesen, bis auf ein einziges: Yester. Er war nahe daran, den Führer aufzusuchen und sich den Artikel übersetzen zu lassen. Nach schwerem Kampf vermied er es; er würde auffallen. Gegen Abend suchte er ein kleines Restaurant im Innern der Stadt auf und stürzte sich, förmlich ausgehungert, auf ein dampfendes Reisgericht, das nach Oel roch.

Mit der Dämmerung war es kühler geworden; Bransen atmete auf und kam zum ersten Male nach dem Mord wieder zur Ruhe. Die Lage war durchaus günstig für ihn. Er befand sich in einer Stadt, deren Namen er nicht einmal wußte, und war hier besser verborgen als in Wien. Hier mußte er untertauchen, bis sich die Wogen der Erregung geglättet hatten.

Bransen ging in kein Hotel; er war auf der Hut. Als das Restaurant geschlossen wurde, setzte er seinen Spaziergang fort und stöberte neue Straßen und Plätze auf, die jetzt in Dunkel gehüllt dalagen. Er überquerte einen Platz und ging auf einen Lichtschein zu. Neben einer mächtig aufragenden Kirche stand ein verfallenes Haus, aus dem schale Gerüche drangen. Die Tür war geöffnet: eine Kneipe, erfüllt von wüstem Geschrei. Bransen stieg drei Stufen hinunter und trat ein.

In der Schenke war kein Platz mehr frei, in dem furchtbaren Dunst saßen Leute aller Art. Dicht neben ihm gröhlten fünf Männer und eine Dirne, die den Lärm mit einer Ziehharmonika begleitete. An der Theke würfelten Fischer, unter Flüchen und Gläserklirren. Auf der Bank an seinem Tisch lag ein dicker großgewachsener Kerl mit grauem Bart und schnarchte. Der Wirt hielt sich bei den Fischern auf und verschlang förmlich jeden einzelnen Würfel. An Speisen waren aufgestellt: ge-

backene Oliven, in Scheiben geschnittene Gurken, Salamiwürste, gebratene Sardinen und etliche Flaschen Chianti von der billigsten Sorte.

Hier saß Bransen bis zum Morgengrauen, dann lief er wieder durch die Stadt und durch den Tag. Die letzte Spur der Aufregungen war verschwunden, er hatte sich an die neuen Verhältnisse gewöhnt. Es war alles glatt in seinem Kopf. Bransen erfuhr an diesem Tag, daß die Stadt „Chioggia" heiße und nur wenig von Fremden besucht würde. Er hatte dies am Zeitungskiosk erfahren, wo er gewesen war, um eine deutsche Zeitung zu kaufen, doch es gab in ganz Chiogga nur italienische Blätter. Bransen ließ seine Phantasie spielen und malte sich aus, wie es draußen zuging; seine Gedanken flogen weit voraus, und er ordnete die Zukunft. Mit eintretender Nacht befand er sich wieder in der dunstigen Schenke und wurde vom Wirt mit einem lauten: „Buona sera!" begrüßt.

(Fortsetzung folgt).

Die Fürstin schwieg ......

Von Aage Madelung.

Wer er in Wirklichkeit war, ist ganz gleichgültig. Er saß im Nordexpreß und las im „l'Auto". Er hatte ganz bestimmt keine Ahnung von den edleren Teilen eines Autos, aber gesprächsweise beherrschte er das Thema „Auto" überraschend gut.

Der Harmonikazug spielte seine sausende Melodie. Er stieg über Brücken und versank in Bergen, legte viele Kilometer in der Stunde zurück. Der Reisende legte „l'Auto" fort und betrachtete mit einem seltsam harten Blick Schlösser und Fabriken und niedrige Arbeiterhütten, an denen der Zug vorbeiraste . . .

Die Menschen haben keinen Gerechtigkeitssinn. Nur die Macht wird anerkannt — die harte Faust. Darum müssen wir Macht gebrauchen! Darum schleudern wir unser flammendes Todessignal in die kalte, nüchterne Schrift der Menschheitsgeschichte . . . Die gekränkte Gerechtigkeit ist unsere Mutter. Das dumpfe Murren des Volkes unsere Triebfeder. Wir leben namenlos, — namenlos lassen wir unser Leben wie Räuber auf der Richtstätte. —

Er schloß die Augen. — Habe ich vielleicht geraubt? Nein! Ich habe nur gemordet, um des Lebens willen gemordet — im Namen der Menschheit — im Namen der vielen ohne Namen. Und ich will auch weiterhin morden, will weiterhin verhaßte Menschen auslöschen — bis ich selbst getilgt werde. —

Plötzlich blickte er auf. Er betrachtete die zwei Mitreisenden ihm gegenüber. Die waren ihm aber vollständig gleichgültig, und sein Gesicht nahm wieder jenen undurchdringlichen, teilnahmslosen Ausdruck an.

Während einer Woche hatte er in den verschiedensten Aufmachungen, unter den verschiedensten Namen das Land durchquert. Zufällig hatte er dabei sein Inkognito verraten, worauf er zum Gegenstand einer internationalen Klappjagd geworden war. Denn er trug in Wirklichkeit einen Namen, mit dem man in gewissen Familien Kinder und Erwachsene in Schrecken jagte. Auf der ganzen Welt besaßen die Repräsentanten seiner Regierung ein Bild von ihm und genaue Anweisungen darüber, wie sie mit ihm verfahren sollten, falls . . . Ehrenzeichen und Reichtümer waren auf seinen Kopf gesetzt — also genug Anlaß, um ihn zu jagen. Nachdem er sorgfältigst Toilette gemacht hatte, begab er sich in den Speisewagen. Alle Tische waren besetzt, aber an einem saßen nur zwei Kinder. Da war also Platz.

Mit einer leichten Verbeugung setzte er sich gerade den Kindern gegenüber. Es waren ein Junge von etwa dreizehn Jahren und ein Mädchen von etwa zwölf.

Er saß stumm und in sich gekehrt da, bis seine Aufmerksamkeit plötzlich durch eine Stimme erregt wurde:

„Niemand glaubt, daß wir verheiratet sind. Niemand glaubt es," wiederholte die Stimme in jenem feinen internationalen Französisch.

„Du solltest wirklich eine Sprache sprechen, die niemand versteht," erwiderte eine andere Stimme in demselben reinen Französisch, das die ursprüngliche Nationalität nicht verriet. Der Klang dieser Stimme war so weich und zart, daß der Reisende die Kinder betrachtete und begriff, daß sie es waren, die sprachen.

„Niemand glaubt, daß wir verheiratet sind," sagte der Junge auf polnisch, und man konnte sehen, daß es ihm Spaß machte, diesen Satz zu wiederholen.

„Du solltest wirklich eine Sprache reden, die man nicht versteht," sagte sie errötend und bemühte sich, ihre Verwirrtheit zu bekämpfen. Als der Junge aber dasselbe auf russisch wiederholte, konnte sie sich nicht mehr beherrschen. Sie drehte sich um und sagte zu einer Dame, die ihr den Rücken zuwandte und am nächsten Tische saß:

„Er neckt mich, Mutter, und sagte etwas, das mich kompromittieren kann."

Die Mutter wandte sich halb um: „Ein ritterlicher Mann bringt seine Dame niemals in Verlegenheit."

Aber die Kinder waren eben noch Kinder, obzwar sie in ihrer ganzen Art erwachsener waren als die meisten Erwachsenen. Sie saßen beleidigt da und taten, als ob sie einander nicht beachteten. Als aber das Schweigen zwischen ihnen gar zu drückend wurde und sich dem Punkt näherte, an dem zwei Menschen, die aus Trotz schweigen, sich nicht länger beherrschen können, sagte der Junge:

„Als der Graf Samilsky dir den Hof machte, habe ich dich nicht geneckt." Das Mädchen konnte nicht antworten, da der Reisende, der nicht länger Zeuge der Vertraulichkeiten der Kinder sein wollte, sie auf polnisch unterbrach:

„Ach bitte, würden Sie mir vielleicht das Salzfaß reichen!"

Schnell und forschend sahen sie ihn an, und das Mädchen errötete so hilflos und rührend, daß sie ihr ganzes Gesicht im Taschentuch versteckte. Der Junge aber reichte dem Fremden das Salzfaß und wurde schnell Herr seiner Verlegenheit. Er beugte sich ein wenig vor und sagte mit feinem Lächeln:

„Ich hoffe, daß wir Sie mit unserem „kindischen Unsinn" nicht zu sehr gelangweilt haben."

„Kindisch?"

Der Junge fuhr fort: „Wie angenehm, Landsleute zu treffen! Sie kommen wohl auch aus Paris wie wir. Wohnten Sie dort auch im „Continental"? Wir ziehen eigentlich das „Grand Hotel" vor."

„Nein, ich habe meine eigene Wohnung," sagte der Fremde ernst.

„Liegen Ihre Güter im Kronland oder in Litauen?"

„Nein, ich habe weder hier noch dort Güter — ich bin Ingenieur."

„So . . ."

„Mein Name ist Lewinsky," bemerkte der Fremde. „Mit wem habe ich die Ehre?"

„Fürst Radziwill."

„Entschuldigen Sie, bitte, entschuldigen Sie die Frage: Sind Sie bereits verheiratet?"

Der Junge schwieg eine Weile und deutete dann mit einer ausgesucht ehrerbietigen Handbewegung auf seine Dame:

„Fürstin Monguschko."

Der Reisende begrüßte die kleine Fürstin ehrerbietig, während diese ihn so durchaus ladylike anlächelte, als sei sie eine gefeierte Schönheit. Niemand bemerkte den Schatten, der über das Gesicht des Fremden glitt.

„Wenn ich nicht irre, diente vor einer Reihe von Jahren ein Fürst Monguschko dem Zarenreich als Statthalter," sagte er kühl und begriff erst in diesem Augenblick, wohin diese Bemerkung führen mußte. Die Kinder wurden so bleich und ernst.

„Verzeihen Sie, falls ich ein peinliches Thema berührt haben sollte."

Der Junge sah dem Fremden hart in die Augen:

„Kannten Sie den Fürsten?"

„Ja — ich entsinne mich eben gerade, daß ich einmal mit ihm zu tun hatte . . . eine Angelegenheit der Fabrik . . . sonderbar . . . und bald darauf starb der Fürst — übrigens merkwürdig, daß er den Russen dienen mochte!"

Der Junge betrachtete das Mädchen teilnahmsvoll.

„Die ganze Familie des Fürsten wandte sich aus diesem Grunde von ihm ab, auch die Fürstin und seine Tochter."

„Hatte er Kinder?"

Der Junge schwieg.

Die kleine Fürstin sagte zitternd und bleich: „Ich bin seine Tochter."

„Es tut mir wirklich leid, so schmerzliche Erinnerungen wachgerufen zu haben, ich wußte aber nicht, daß der Fürst Kinder hatte."

„Das haben die, die ihn ermordeten, scheinbar auch nicht gewußt, sonst hätten sie es wohl nicht getan," sagte die kleine Fürstin.

„Das ist schwer zu beurteilen. Die näheren Umstände seiner Ermordung wurden wohl überhaupt nicht ganz aufgeklärt?"

„Nein — wir haben nur ein Bild des vermutlichen Mörders erhalten; meine Mutter wollte es haben."

„Demnach müssen Sie ja den Mann wiedererkennen können — und Sie müssen ihn verhaften lassen, wo immer Sie ihn treffen — das ist seltsam, aber sehr traurig."

Das kleine Mädchen erhob ihr blasses Gesicht und blickte den Fremden an, als ob sie etwas sagen wollte, sie vergaß es aber scheinbar und starrte ihn nur an. Ihre Blicke lagen fest und suchend ineinander — als nach und nach ein Ausdruck des Entsetzens in ihre Augen trat, wurde er bleicher und bleicher. Ihre Lippen zuckten schwach. Plötzlich fing sie an zu schluchzen. Erst ganz leise, dann stärker, bis sie den Kopf schwer auf den Tisch fallen ließ. Der Junge und die Verwandten vom Nebentisch bemühten sich gleich um sie. Auch der Fremde erhob sich langsam, zögernd, als ob er etwas tun, etwas sagen wolle, um das weinende Kind zu trösten. Er fand aber keine Worte und ging langsam in sein Abteil zurück. Kurz darauf hielt der Expreß an einer großen Station. Der Reisende sprang mit seiner Handtasche auf den Bahnsteig und ging rasch nach der Sperre.

Schon von weitem sah er zwei Herren neben dem Billetteur stehen, die jeden einzelnen der passierte, aufmerksam betrachteten. Der Reisende aber beachtete sie nicht, er sah sie nicht mal an, als er seine Fahrkarte vorzeigte, und tat ganz desinteressiert, weshalb sie sich auch nicht um ihn kümmerten.

Die Fürstin Monguschko hatte ihn nicht verraten . . .

Aut. Uebersetzung von M. Henniger.

Die Kraftprobleme der Zukunft.

Von Dr. Hans Seydewitz.

So gewaltige Fortschritte unsere Technik gerade im letzten Jahrzehnt wieder gemacht hat auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie und der Elektrotechnik überhaupt, so müssen wir doch zestehen, daß wir gerade den wichtigsten Problemen noch immer verhältnismäßig wenig nähergekommen sind. Die Frage aller Fragen für Industrie, Wirtschaft und Technik bleibt nach wie vor die Frage der Kraftquellen. Unsere Kohlenvorräte werden nicht ewig reichen, ihr Abbau wird schwieriger und kostspieliger werden, während auf der anderen Seite die Maschinisierung unserer Produktion, die Ausschaltung der Menschenkraft immer neue Kraftquellen fordert. Die in unseren Strömen vorhandene Wasserkraft würde, selbst wenn es ohne Behinderung der Schiffahrt möglich wäre, sie möglichst restlos auszunutzen, nur einen Bruchteil unseres Kraftbedarfs decken können. Es gibt nur wenige Länder, die unter so günstigen geographischen Bedingungen leben, daß die vorhandenen Wasserkräfte ihren Kraftbedarf vollkommen zu decken vermögen. Die Versuche, die gewaltige Kraft des Meeres nutzbar zu machen, haben bisher keine überzeugende Ergebnisse erzielt. An der französischen Küste existiert ein sogenanntes Gezeiten-Kraftwerk bei L'Aber-Brach, in dem die gewaltige Kraft der Ebbe und Flut in elektrische Kraft umgewandelt wird. Aber die Ausbeutung dieser Kraft der Ebbe und Flut scheitert vor allen Dingen daran, daß man Werke von ungeheurer Ausdehnung gewaltige Küstenstrecken lang bauen müßte, um wirklich erhebliche Mengen elektrischer Kraft zu gewinnen. Die Kraft der Ebbe und Flut ist sicher gewaltig, wenn sie als Ganzes auf unsere Küsten wirkt, aber die geringen Teile des Küstenabschnittes, die man praktisch in einem Kraftwerk erfassen kann, ergeben eben doch verhältnismäßig geringe Kraftmengen.

Vor einigen Monaten berichteten französische Zeitschriften über einen anderen Versuch, das Meereswasser in den Dienst der Krafterzeugung zu stellen. Aus der Tatsache, daß große Differenzen in der Temperatur der einzelnen Wasserschichten des Meeres bestehen, wollten die Erfinder die Möglichkeit der Erzeugung elektrischer Kraft herleiten. Zu praktischen Experimenten ist es jedoch bisher in größerem Umfange anscheinend nicht gekommen. Jedenfalls hat man nichts davon gehört, außer daß von anderen Physikern die Berechnungsformel als irrtümlich und fehlerhaft bezeichnet wurde.

Immerhin gehört dieser Versuch bereits in die Reihe der Projekte, die die vorhandene Wärme nutzbar machen wollen. Die Wärme ist ja nicht etwa nur in den heißen Ländern vorhanden. Da sie ein relativer Begriff ist, so ist sie letzten Endes überall enthalten, in der Luft wie im Wasser, im Erdboden wie in den Sonnenstrahlen. Wir sind in bezug auf die Wärme eigentlich ständig von Kraftquellen umgeben, deren Ausnutzung bisher noch niemals in Angriff genommen worden ist. Die einzige Verwendung natürlicher Wärmekraft, die wir kennen, ist die Auswertung der vulkanischen Dampfquellen, die man in Italien in Angriff genommen hat. Aber auch hier experimentiert man vorläufig noch, obwohl man bereits ein großes elektrisches Werk, dessen Dampfmaschinen mit dem natürlichen Dampf gespeist werden, errichtet hat. Außerdem sind diese bequemen Wasserkraftquellen nur an verhältnismäßig wenigen Punkten der Erde vorhanden, und die auf ihnen errichteten Werke befinden sich infolge des vulkanischen Charakters des Territoriums eigentlich stets in einer Zone höchster Gefahr. Alle anderen Versuche, die vorhandenen natürlichen Wärmemengen als Kraftquellen zu benutzen, haben bisher zu keinerlei Erfolg geführt. Die Hauptkraftquelle ist naturgemäß die Sonne selbst, und obwohl die Erfinder seit Jahrhunderten ohne Unterlaß bestrebt sind, die Kraftquellen der Sonnenwärme in elektrische oder in andere für die Menschheit nutzbare Kraft umzuwandeln, sind doch alle diese Versuche bisher ergebnislos gewesen. Auch hier liegt das Problem so, daß zwar ungeheure Mengen an Energie vorhanden sind, daß aber die Verteilung von der Natur so außerordentlich fein durchgeführt ist, daß alle Versuche der Konzentration dieser Kraft bisher zum Scheitern verurteilt waren. Natürlich kann man mit gewaltigen Brenn- und Hohlspiegeln, mit Riesenlinsen und optischen Systemen so viel Sonnenwärme einfangen, um damit eine geringe Quantität elektrischer Energie zu erzeugen. Aber die gewonnene Menge Elektrizität steht in keinem Verhältnis zu den aufgewendeten Mitteln. Es handelt sich nicht um Kraftgewinnung, sondern um Kraftvergeudung.

Es hat keinen Zweck, sich darüber zu täuschen, daß wir gerade dem Kraftproblem und seiner Lösung in keiner Weise näher gekommen sind. Vielleicht liegt die Lösung auch vorläufig nicht einmal in dieser Linie. Vielleicht müssen wir vielmehr durch zweckmäßige Krafterspartnis die Streckung unserer noch vorhandenen Kohlenvorräte, die ja immerhin noch Generationen von Menschen reichen werden, erzielen. Die Hauptkraftvergeudung liegt heute in der Kraftaufwendung, die für den Transport der Kraft notwendig ist. Ungeheure Mengen von Kraft gehen verloren, um Kohle oder flüssige Brennstoffe von den Fundorten an die Verbrauchsorte zu leiten. Diese Kraftvergeudung wird aufhören in dem Augenblick, in dem die drahtlose Uebertragung elektrischer Kraft erreicht ist. Und hier sind wir allerdings auf dem besten Wege zur Lösung des Problems. Unser Rundfunk und Bildfunk, unsere drahtlose Telegraphie, das Fernlenken von Luftschiffen und Motorbooten, das alles sind letzten Endes bereits drahtlose Kraftübertragungen, wenn auch vorläufig noch die Menge der übertragenen Kraft gering ist. Der Tag kann nicht mehr allzu fern sein, an dem es der modernen Technik gelungen ist, diese geringen Kraftmengen übertragener elektrischer Energie bis zu einer gewissen Grenze beliebig zu steigern.

Potemkinsche Fenster-Scheiben.

Von Luz Larcus.

Die Elektrische, die vom Gebirge in die Großstadt fährt, hält bei jedem kleinen Dorf an. Sie fährt 49 Minuten von End-Haltestelle zu End-Haltestelle und kostet fünfundachtzig Pfennig. Man sagt: sie darf nicht billiger sein, weil die Eisenbahn, welche dieselbe Strecke fährt, keine billigere Konkurrenz duldet. Die Groß-Stadt ist um ihren, jetzt eingemeindeten Gebirgsort, ein ehemals berühmtes Weltbad, sehr besorgt: sie redet ihren Bürgern gut zu, von den Heilquellen zu nippen. Aber die Fahrt kostet 85 Pfennig und dauert 49 Minuten, und sie hat noch einen dritten Vorzug.

Acht Monate im Jahre fahre ich jeden Morgen vom Gebirge nach der Stadt und jeden Mittag von der Stadt ins Gebirge. Morgens fährt die Bahn durch frische Felder, mittags durch sengende Glut. Aber weder morgens noch mittags, weder im Frühjahr noch im Sommer, noch im Herbst sind die Fenster geöffnet. In einem Glaskasten fährt man durch den Frühlingsmorgen und durch den Sommermittag. Acht Monate öffne ich jeden Morgen das Fenster, an dem ich sitze. Der Kondukteur kommt herein: je nach Art schüttelt er nur den Kopf oder schnauzt er mich an; manche werfen mir nur einen Blick zu, der sitzt; manche kanzeln mich ab und ziehen das Fenster wieder hoch. Einige Wagen haben Fenster, die nur mit einem Schlüssel geöffnet werden können. Und den Schlüssel hat der Kondukteur. Ich wage es nur bei jedem Fünften, darum zu bitten, mir die Vergünstigung zuteil werden zu lassen und das Fenster — aufzuschließen . . .

Eines Tages steh' ich an der End-Haltestelle des Gebirgsortes und pumpe mir noch einmal richtig die Lunge mit Luft voll. Die Bahn fährt vor. Aber es sind nicht die Wagen, die ich kenne; es sind neue schöne Wagen mit schwungvollen Konturen. Auch in ihnen kostet die Fahrt 85 Pfennig; und sie rollen ebenfalls 49 Minuten von einem Ende zum andern. Aber sie haben — da Fortschritt sein muß — keine Netze mehr über den Plätzen. Dafür aber ein einziges Netz für den ganzen Wagen: wo mindestens ein Stullenpaket in bescheidenem Umfang Platz hat. Ich will — obwohl es abends ist — einen schmalen Fensterspalt vorsichtig öffnen. Ich warte, bis sich der Kondukteur mit den Fahrgästen beschäftigt, um möglichst unbemerkt . . . Ich suche nach einem Riemen, nach einem Griff; nach einem Hebel. Fest und sicher sitzen acht riesige Fensterscheiben in acht riesigen Rahmen: unantastbar für Bubenhände, die sie öffnen wollten. Unantastbar: unlöslich eingekittet. Ich sehe mich im Wagen um: durch schmale, winzige Spältchen an der einen Schmalseite des Wagens kann eventuell die Gebirgsluft in unschädlich-minimalen Dosierungen die Menschenluft verdünnen. Und Sonne und Mond und die wohlriechenden Wiesen kann der Fahrgast durch die nicht zu knapp bemessenen, schönen, großen, gut eingekitteten acht Fensterscheiben — bewundern.

Aus aller Welt.

Der chinesische Kuß.

In China ist der Kuß viel komplizierter als bei uns. Er zerfällt in drei Zeiten.

Erstens: Die Nase nähert sich der Wange der Geliebten.

Zweitens: Es wird langsam und lange durch die Nase eingeatmet, die Augen blinzeln.

Drittens: Die Lippen lassen ein leises Geräusch hören, ohne die Wange zu berühren.

Das ist alles. Aber ist das nicht hübsch? Und die Chinesen sehen mit Verachtung auf die Europäer herab, die „ihre Lippen wie Saugnäpfe benutzen".

Die Schlange auf dem Weltmarkt.

Schlangenzüchter! Ein noch nicht überfüllter Beruf! Wenn die jetzige Mode anhält, wird es ein recht gutes Geschäft werden.

In Amerika gibt es übrigens schon seit einiger Zeit Krokodilzüchtereien. Die herrschsüchtige Mode befiehlt, daß das Geschöpf, das Eva versuchte, seine Haut für unsere Schuhe hergibt. Auch die Evas von heute können der Schlange nicht widerstehen.

Woher kommen alle diese Schlangenhäute? Ausgerechnet von da, wo es seit Jahrhunderten keine einzige Schlange mehr gibt, aus England. London allerdings bekommt sie zunächst von Hindostan, dem Land der Reptilien. Außer Indien beliefern noch Brasilien, Niederländisch-Indien und die Antillen den Weltmarkt. Aber in anderen Kolonien fehlt es wahrhaftig nicht an Schlangen. Eine lohnende Aufgabe für einen genialen Kolonisten, diese Verdienstmöglichkeit auszubeuten.

Fröhliche Ecke.

Der Trinker. „Da sagen sie immer, Kognak sei ein Stärkungsmittel. Das begreife, wer will. Wenn ich bloß die Flasche mit dem Etikett sehe, werde ich schon s c h w a c h."

Protest. „Herr Schiedsrichter, pfeifen Sie doch nicht immerzu ab, wir sind doch zum Eishockey da und nicht zum Flötenkonzert."

Neureichs im Elite-Hotel. „Aber, Mann — du steckst das Messer in den Mund! Es ist doch ein — Gabelfrühstück."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.